

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

24.4.1927 (No. 17)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 17



24. April 1927

Paul Straß / Durlach vor 300 Jahren.

Da die Karlsruher Wochenschrift „Die Pyramide“ gerne Bilder aus der heimischen Geschichte, der Landeshauptstadt, wie ihrer Vorgängerin als badischer Residenz, dem benachbarten Durlach vor dem geistigen Auge der Leserschaft vorüberziehen läßt, mag es nicht unwillkommen sein, einige kulturgeschichtliche „Bilder aus der Vergangenheit“ Durlachs aus den Jahren 1626 und 1627, also aus der Zeit vor genau 300 Jahren vor uns ersehen zu lassen, wie sie sich aus den scheinbar so trockenen, verstaubten und vergilbten Akten des Durlacher Ratsarchivs ergeben.

I. Aufwertungsfragen vor 300 Jahren.

Wenn wir als Gymnasiasten damals mit mehr oder minder großem Interesse in Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ uns vertiefen, dann überschlugen wir wohl die Kapitel, die über die Geldverschlechterung des 30jährigen Krieges handelten; wohl nur der Begriff der „Kipper und Wipper“ (vgl. die Hitzel'sche Ausgabe, Leipzig 1922, III. Band Seite 163 ff.) blieb uns einigermaßen in Erinnerung. Lagen für uns Schüler doch damals Dinge, wie die Entwicklung der Geldverhältnisse, unserem Vorstellungsvermögen so fern, daß wir sozusagen gar keine Resonanz für diese Dinge hatten. Ähnlich mag es wohl den meisten Lesern Freytags ergangen sein — und heute? Wenn Gustav Freytag Seite 150 a. a. D. schreibt:

„Von allen Schrecken des beginnenden Krieges erschien dem Volke selbst keiner so unheimlich, als eine plötzliche Entwertung des Geldes. Für die Phantasie des leidenden Geschlechts wurde das Uebel um so ärger, weil es in die trübe Stimmung der Jahre scheinbar plötzlich einfiel, weil es überall die gehässigsten Leidenschaften aufwühlte und Unfrieden in den Familien, Haß und Empörung zwischen Gläubiger und Schuldner, Hunger, Armut, Bettelhaftigkeit und Entfittlichung zurückließ. Es machte ehrsame Bürger zu Spielern, Trunkenbolden und Trostnechten, jagte Prediger und Schullehrer aus ihren Ämtern, brachte wohlhabende Familien an den Bettelstab, stürzte alles Regiment in heillose Verwirrung und bedrohte in einem dicht bevölkerten Lande die Bewohner der Städte mit dem Hungertode.“

oder Seite 151:

„Es läßt sich noch jetzt deutlich erkennen, wie dem Volke die Erkenntnis seiner Lage kam, und noch jetzt werden wir erschüttert durch den plötzlichen Schreck, die Angst und Verzweiflung der Masse, und durch die Sorge und den männlichen Born der Denkenden. Noch jetzt fühlen wir beim Lesen der alten Berichte etwas von der Empörung, womit man die Schuldigen betrachtete.“

Können wir da heute noch sagen, daß uns diese Dinge so weit fern lägen? Müssen wir vielmehr nicht voll Scham und Schauer an die Entwicklung der Nachkriegszeit zurückdenken? Und doch liegen die von Gustav Freytag geschilderten Verhältnisse nur 300 Jahre hinter uns. Hören wir, was die Durlacher Ratsprotokolle uns hier zu sagen haben:

Im August 1626 forderte die Markgräfl. Regierung in Durlach die Ämter zu Vorschlägen darüber auf, wie der Verschlechterung des Münzwesens begegnet und wie die mannigfachen Klagen über die Auswirkungen des Währungsabwärtgangs be-

hoben werden könnten. Oberamtmann und Untervogt von Durlach versammelten deshalb die Bürgermeister und Schultheißen des damaligen Amtsbezirks, um miteinander zu beraten. Das Ergebnis dieser Beratung in folgende Berichte des Durlacher Amts und Rats vom 19. September 1626 zusammengefaßt:

„Durchläuchtigster Gnedigster Fürst und Herr!

Eu. Fürstliche Gnaden bevelschreiben vom 19. August Jüngsthin, daß in nächst abgewichenen Jaren vorgegangenes verwirrende Münzwesen und deßwegen vorkommende Klagen betreffend, haben wir den 7. hujus Untertentig empfangen und ablesend dessen Inhalt ebenmäßig vernommen, Solchem nun gehorsam schuldige folge zu leisten, haben wir nicht unterlassen, den Sachen, mit Zuziehung beider Bürger- auch Baumeisters alhie, Sodann aller Schultheißen Uns anbefohlener Ämter Durlach und Staffurt, deßgleichen etlicher Gerichts- und Rathsverwandter auß jedem Flecken nach unserem geringen Verstand nachzudencken, darauff nun Eu. Fürstl. Gnaden Uns auch Ihre underthenige Gemüthsmeinung gehorsambtlich zu eröffnen, sollen Ihre Wir ebenmäßig nicht verhalten, daß über ein und anderem Umstandt unanimi consensu doch ohn einige Maßgebung nachfolgender Gestalt geschlossen worden, Und erstlich zwar, soviel der Punkt, ob und welcher Gestalt die in leichter Währung hingeliebene Capitalia zu gutem Gelt zu reducirten, betrifft, haben wir Underthenig darfür gehalten, daß diejenige, welche das Ihrige nach Inhalt und Ausweis Eu. Fürstl. Gnaden Münzbesitzen und nicht höher hingeliehen, tertio pars jetziger Währung darfür zu bezahlen und nach dieser Summ auch die Zinsen zu reichen, denen aber, welche es den Leuthen höher als Exempli gratia den Reichsthaler zu 7, 8 oder mehr Gulden, welche doch höher nicht als zu 6 fl. 15 Kr. valvirt gewesen, angehendt, daß Ihrige Capitalia oder Summe vorderst Eu. Fürstl. Gnaden Mandat gemäß zu achten u. alsdann ererst von solcher Summ der dritte Gulden, Baken oder Pfennig zu restituiren, daneben aber denen, welchen gute Capitalia mit schlechtem Gelt abgelöset worden, der regreß, sich ihres Verlustes an solchen ihren Debitoribus haben, zu erstatten.

Gleiche Meinung sollte und möchte es auch mit Wittiben und Weiben haben, daß nemlich Selbige vor ihre Capitalia in erhöhter Währung gleichfalls mehr nicht als tertio pars gut zu machen doch aber der regreß zu concediren nicht weniger, da Ihnen wegen in guter Währung verkauffter Häuser und anderen Güter Angelter oder Ziele mit schlechtem Gelt abgeloset worden, denselbigen soviel darauff nachzahlen, daß sie ihres Schadens wiederumb ergöbt werden.

Zwischen den Personen aber, sie seyen hohen oder niederen Standtes, kein Unterschied zu halten sein möchte, sonsten es Ungeleiche Gedanken erwecken dörfte.

Betreffend die Kipperer und Wipper, welche in den Münzprotokollen zu finden sein werden, seind wir samptlich Underthenigster meinung gewesen, daß diesen mehr nicht, als wie Sie dem Thaler nach aufgeliehen, oder Ein Baken oder Sechs Baken, widerumb zu erlegen.

So viel aber den Umstandt, wenn das dargeliebene Gelt von anderwärts usgekündten oder würdlich abgelöseten Capti-

tallen herrühret, anlangen thut, hatt man dafür gehalten, daß wenn einer selbst usgefünbet, daß Geld auch angenommen und der Brieff hinausgegeben, derselbe bezahlt sein und kein regreß mehr haben, wie es dann auch erlegte Dienstgelder und Viedlohn halber gleiche Meinung sein, wofern aber der Creditor zur Zeit, da die Münz noch in niderem Valor gegangen, resignirt, der Debitor aber daneben nicht bezahlt, sondern Jener, bis die Währung hoch gestiegen, usgehalten, und alsdann er erst mit solcher Münz befriedigt, derselbe und nicht der Schuldiglaubiger den Verlust leiden sollte,

Und weil schließlich die Früchte, auch Wein, in sehr hohen Werth kommen, sogar daß das Fuder Wein um 88-900 auch 1000 fl., daß Malter Frucht aber & 40, 50 und 60 fl. verkauft und auf dergleichen erlöstem Geld große Capitalia gemacht worden, hielten wir nderthenig, doch unworgreiflich dafür, man solche den Aufsteihern in höchstem pretio, wie man etwan zu teuren Zeiten um gut Geld annehmen müsse, bezahlt, Selbige sich nicht zu difficultiren hatten, als

Wein die Dhm	12 fl.
Roch daß Malter	10 fl.
Gerste daß Malter	9 fl.
Dinkel daß Malter	6 fl.
Sabern daß Malter	5 fl.

Dabei doch Ew. Fürstl. Gnaden wir gehorsamblich nicht vergen wollen, welchermaßen von etlichen Aufschüssen andeutung beschehen, daß wofern dießer Unserem nderthen. einfalligen Gutachten nach die Decission heraußkommen würde, diejenigen, welche solcher Gestalt Wein oder Früchte dargegeben, nicht um ein geringes zurückstünden, Sintemal, da man Ihnen solche mit Baarem Geld alsobald bezahlt, und Sie solches widerumb anderwärts aufgeliehen, hetten sie tertium partem zu erwarten, als wo ein Dhm Wein 90 fl. ästimirt 30 fl., da Sie diesem Vorschlag nach mehr nicht als 12 fl. bekommen theten.

Welches das diejenigen, so Ew. Fürstl. Gnaden anstatt Unserem nderthen Bedendens wir zu. anbesohleener maßen gehorsamblich Uberschreiben sollen, dieselbe zugleich dem Allmächtigen usw.

Datum Durlach, den 12. Xbris No. 1626.

Man sieht also, daß die Schultheihen, Gerichts- und Ratsverwandten der Aemter Durlach und Staffort das Aufwertungsproblem praktisch angefaßt und in einer an das moderne Auf-

wertungsrecht anklingenden Weise geregelt haben. Wie sich die Aufwertung von Anlehen der Stadt gestaltet, dafür gibt die Stadtrechnung von Durlach einen Anhalt, wo unter der Bezeichnung:

„Ausgab Geldt
was uf Abschlag Zins der Jenigen Capitalien, so an schlechtem Geldt dargelauben worden“

unter anderem folgende Zinsbeträge aufgeführt werden:

Zuncher Obervogten uf Abschlag Zins von 1000 fl. Capital erlegt	25 fl.
Item Bürgermeister Wendel Dolden uf Abschlag des Zins von 600 fl. Capital	0 fl.
Item Hans Michael Dattler uf Abschlag S. W. von 1000 fl.	15 fl.
Item dem Stadtschreiber wegen 800 fl. Capital uf Vergleichung	12 fl.
Item Bürgermeister Michael Dattlern wegen 1000 fl.	20 fl.
Item Herrn Johann Seuserheld an 1000 fl. geben	15 fl. 8 B. 8 Pfg.
Item Herrn Paul Geiger	20 fl.

Zatus 107 fl. 8 B. 8 Pfg.

Auch Fälle gütlicher Einigung über Aufwertungsfragen führt das Durlacher Rechtsprotokoll auf, so z. B.

21. V. 1627
Peter Deising und Anthoni Kemnis sind wegen 100 fl. leichter Wahrung, den Königsthaler zu 3/4 fl. gerechnet, in Güte dahin verglichen, daß Peter Deising ihm Kemnis vor die 100 fl. 65 fl. geben, 30 fl. samt 2 Jahr Zins von den 65 fl. icszo bar, das übrige aber über ein Jahr bezahlen soll.

28. V. 1627
Endris Krumenacker Erben und Hans Muck, der Mundkoch einigen sich anstatt ihres + Vaters schuldigen 100 fl. schlecht Geld auf 40 Gulden gut Geld, und

am 12. XI. 1627
Hans Werner allhier, welcher anno 1621, da der Reichsthaler 2/3 fl. gegolten, 2 Stück Wingart für 122 fl. gekauft, dann aber mehr nicht als die 22 fl. Bar erlegt, und die 100 fl. bis anno 1623 stehen lassen und damalen, da der Reichsthaler 6/8 fl. gegolten, ererst bezahlt, worauf man dafür gehalten, daß Werner dem Thaler nach bezahlen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Probst / Oberkirch und die Familien Scheffel und Heim.

Glückliche Umstände fügten es, daß sich politische wie literarische Geschichte innerhalb der Ortenau in dem engeren, wirtschaftlich bedingten Städtedreieck Oberkirch-Gengenbach (Zell a. H.)-Offenburg oft ergänzten. Seit dem 14. Jahrhundert lassen allenthalben verwandtschaftliche Geschlechter auf engere Beziehungen innerhalb dieser Stadtgemeinden schließen. Im 19. Jahrhundert schließt die Gestalt Scheffels mit der Genese eines Gedichtes die Kunde zwischen den 3 bzw. 4 Städten der Ortenau.)

Als man im Jahre 1924 dem 1. Unteressäß. Inf.-Regt. Nr. 132 oberhalb der Schauenburg bei Oberkirch ein Denkmal errichtete, ehrte man unbewußt das Andenken an die Familien Scheffel-Heim.) Dies nationale Denkmal ist zugleich eine ehrende Heimat für einen Angehörigen aus der Familie Heim, Zell a. H. Aus der unbewußten Erledigung dieser Denkmalsfrage wurde außer der ewigen Gefallenenehrung eine denkwürdige landschaftlich-städtische wie literarisch-historische Reminiszenz.)

Das Lied selbst soll uns hier nicht mehr weiter beschäftigen. Dagegen die Person und ihre Familie, derentwegen es sich einst der Dichter vom Herzen schrieb.)

1829 verzog der Apotheker Karl Heim von Renchen nach Zell, wo er bis 1854 seine selbst begründete Apotheke persönlich leitete. Und sein Haus wurde das typische Bürgerhaus des 19. Jahrhunderts. Offenen Sinnes für alle Anregungen in der alten Reichsstadt, erzog er seine Kinder im gleichen Geiste. (Es mag in dem Zusammenhange interessieren, daß sein jüngerer Bruder Ignaz Heim als Begründer des vierstimmigen Männergesanges und als berühmter Schweizer Komponist und Musiker in Zürich ein Denkmal besitzt.)

Drei Kinder tollten im 4. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts im Apothekerhause i Zell a. H. Die ältere Ida verließ mit 24 Jahren ihre Heimat, wagte 1857 die Fahrt über das grobe Wasser und starb 1895 in Amerika. Die beiden andern Kinder, Emma und der jüngere Karl, gingen mehr der empfindsameren Mutter nach. Den ausgeglicheneren Charakter besaß Karl. Dieser beiden Harmonie, überkommen durch eine gesunde Mischung väterlicher und mütterlicher Eigenschaften, ermöglichte ihnen später in Leidenslagen ein reineres mitsühlendes Verständnis. In Waldshut im badischen Oberlande sollte der Bruder Karl Heim seiner jetzt verheirateten Schwester Emma Mackenrodt Trost und Hilfe sein.

Dieser Karl Heim hatte sich nach seinen medizinischen Studien in Freiburg, Würzburg, Prag und Wien in Waldshut als Arzt niedergelassen. Hier war er ob seiner allezeit frohen und hilfs-

bereiteten Stimmung in seinem Berufe sehr beliebt. Seine Ehe wurde durch seine Gattin Emma Rehsfuß aus Freiburg eine sehr glückliche. Die Standesbücher des erzbischöflichen Stadtpfarramtes Waldshut verzeichnen unter Geburten am 3. März 1868 einen Karl Arthur Heim als Sohn des prakt. Arztes Dr. Karl Heim und seiner Gemahlin Emma, geb. Rehsfuß. Diesen Karl Arthur Heim werden wir uns merken müssen. Sein Vater, der Arzt, starb für seinen Beruf an Typhus im Jahre 1884.

Glückliche Familienverhältnisse und ein liebendes Herz für seine Schwester Emma, verheirateten Mackenrodt, befähigten den Bruder Karl Heim, seiner Schwester hilfreich beizustehen. Sie hatte sich 1854 mit dem Kaufmann Hektor Mackenrodt vermählt. Er war Emmas Geliebter, um dessenwillen Emma 1851 ihrem Vetter Scheffel die Hand verweigerte. Mackenrodt war 1827 in Fulda) als Sohn des Oberbürgermeisters Daniel M. geboren. Als Auslandsreisender vertrat er die Lenz & Schniblerische Porzellanfabrik in Zell und hatte der Fabrik besonders England zu erschließen. Auf seinen Reisen nach Rußland, wo er der deutschen Industrie damals große Dienste erwies, begleitete ihn später seine Frau Emma. Selbst in Rußland mußte Emma insoferne ihres häuslichen Sinnes ihrem Manne und ihrer Familie ein gemüthliches Heim zu schaffen. Jeden 2. Sommer besuchte sie ihre angestammte deutsche Heimat, wo sie sich dann gelegentlich in Freiburg oder auch in Waldshut mit Scheffel traf, nachdem sich ihr Bruder Karl ebenda 1867 verheiratet hatte. Ihr drittes Kind, Konstantin M., wurde 1861 in St. Petersburg geboren, das sie dann auf tragische Weise 1870 in Salzburg verlieren sollte. Doch darüber weiter unten. 1869 kehrte Emma mit ihrem Manne aus Petersburg zurück; Hektor M. hatte in Salzburg das Gaswerk angekauft. Hektor M. war aber schon ein kranker Mann, als er das Werk übernahm. 1871 verschlimmerte sich sein Leiden und 1873 erhoffte er nur noch von einem Aufenthalte bei seinem Schwager, Dr. Karl Heim, in Waldshut Genuß. Er täuschte sich. Am 23. Mai 1873 starb Hektor M., ein Mann, dem die deutsche Industrie in England und Rußland manches zu verdanken hatte.

Und was hatte Emma in all diesen Jahren zwischen 1869 und 1873 mitzumachen? Und wie zeigte sich nun Scheffel von seiner allerbesten Seite!

Was Emma vom Schicksale zugebacht, überschritt mancher Frau Kraft! Der Mann liegt krank darnieder und darf nichts erfahren von dem gräßlichen Unglück, das am 9. Januar 1870 seine Familie traf. Starkes Frauenherz, das solches allein trägt! Ihr jüngerer Sohn Konstantin erstickte durch Gas und der ältere

Wie sich die
die Stadt.
Bezeichnung:

an schlechtem

den:

1000 fl.

25 fl.

0 fl.

15 fl.

12 fl.

20 fl.

B. 8 Pfg.

20 fl.

B. 8 Pfg.

fragen führt

100 fl. leichter

in Güte da-

vor die 100 fl.

5 fl. icho bar,

der Mundloch

100 fl. schlecht

Reichsthaler

gekauft, dann

die 100 fl. bis

Reichsthaler

für gehalten,

zung folgt.)

Heim.

Seine Ehe

rg eine sehr

adtparrantes

ra 1868 einen

r. Karl Heim

Karl Arthur

er, der Arzt

des Herz für

beschäftigten den

ustehen. Sie

odt vermählt.

a 1851 ihrem

war 1827 in

M. geboren.

thlersche Porz

England zu

der deutschen

n später seine

infolge ihres

ie ein gemüth-

e sie ihre an-

ttlich in Frei-

ndem sich ihr

drittes Kind,

oren, das sie

n sollte. Doch

n Manne aus

das Gaswerk

Mann, als er

n Leiden und

ie bei seinem

. Er tauschte

ann, dem die

nches zu ver-

ischen 1860 und

sel von seiner

ritte mancher

nd dari nichts

Januar 1870

s allein trägt!

und der ältere

Arthur erkrankte schwer an Gasvergiftung. Scheffels innige Teilnahme im Briefe vom 9. Januar 1870 — am Tage des Unglücks! — illustrierte seine reine Liebe zu seiner Cousine Emma: „... Gottes Wege sind nicht diejenigen, die des Menschen Kurzsicht wünscht und begreift. Suche dich, teure Cousine, allmählich zu fassen und an Hiob zu denken: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! ... in Deiner Seele ist Stärke und Heroismus, laß Dich nicht beugen, sondern richte Dich auf in allem schweren Leid. In großer Bewegung und Teilnahme dein Vetter Joseph.“

Nicht genug damit. Nicht nur der eigene Mann, auch der ältere Sohn Arthur durfte von dem Tode seines Bruders nichts erfahren. Die Mutter mußte am Bette ihres andern, an der Gasvergiftung schwer erkrankten Kindes sitzen, während sich Konstantins Leichenzug aufstellte.

Soweit der Bericht über ein gräßliches Unglück, das Emma Madenrodt traf — jene Emma Heim das „Behüt dich Gott!“

Bisher stand das Unglück als Tatsache in seiner ganzen Furchtbarkeit fest. Die oben in Num. 3 geschilderten Umstände gelegentlich der Jahrhundertfeier förderten hierzu eine bisher nicht veröffentlichte Quelle *) aus Tageslicht, die geeignet ist, u. a. die Ursache jenes Unglücks anzudeuten. Es handelt sich um zwei Briefe, die Hermine Madenrodt, eine Schwester Hektors und Schwägerin Emma Madenrodts, geb. Heim, zur Absenderin haben.

Der eine ist datiert „Ludwigsbafen, d. 10. Juli 69. Samstag morgen 8 1/2 Uhr. O, denken Sie, mein Freund, daß ich heute 1.33 nach Offenburg abreisen muß, nach einer gestern erhaltenen Nachricht mußte ich telegraphieren, daß ich kommen will, wäre ja sonst meine Schwägerin in ihrer schönen Schweizerreise, die längst projektiert ist, so gehindert, daß sie vielleicht ganz unterbleiben müßte ... (als Adresse wird angegeben:) „O. M. Nebhof, Vieberach, Baden.“

Hermine M. hütet wohl das Haus, während ihr Bruder mit Schwägerin eine Erholungsreise nach der Schweiz antreten. Sommer 1869 kehrte Hektor M. aus Rußland zurück und wollte, bevor er im Dezember 1869 seinen neuen Wirkungskreis betrat, seiner leidenden Gesundheit aufhelfen.

Der andere Brief „Homburg 10. 1. 70.“ betrifft das Unglück vom 9. Januar 1870 selbst, das eben jetzt auch in seiner Ursache bekannt ist: Das Mädchen ließ den Gasbrenner offen. „Ich erhielt gestern Telegramm lautend „gräßliches Unglück Madenrodts betroffen, Mädchen Gasbrenner offen gelassen, Kinder vergiftet, Konstantin todt, Arthur gerettet, Frau Madenrodt grenzenlos unglücklich, Tröste Gott. Sand“ ist Geschäftsführer. Heute folgte die 2. Depesche, welche mich dahin rief, Arthur außer Gefahr. Ich reise morgen 9 Uhr Schnellzug. Sie können meine Stimmung beurteilen, jedes Wort Heberfluh für Sie, mein theilnehmender junger Freund ... Schreiben Sie nur unter meinem Namen Gasanstalt Salzburg S. M.“)

Und was bedeuten diese allgemein literargeschichtlich interessierenden Feststellungen für Oberkirch? Dadurch, daß sich Herr Major Hieronymi infolge der Namensgleichheit an jenen Optm. Heim der 182er erinnerte, wurde ich veranlaßt, festzustellen, ob diese Namensgleichheit auf Zufall oder auf Verwandtschaft beruhte. Meine Nachforschungen ergaben, daß dieser Optm. Heim der 182er mit jenem am 3. März 1868 in Waldshut geborenen Sohne des Dr. Karl Heim identisch ist. Wenn auch die letzten Angaben seiner Witwe Anna Heim, die heute in Freiburg lebt, ergeben, daß Optm. Heim nach dem Kriege freiwillig aus dem Leben schied, so ist er doch nach seiner durch den Tod bekundeten Auffassung als ein Opfer des Weltkrieges zu betrachten. Und als solchen gilt ihm das Denkmal seines Stammregimentes Nr. 132 oberhalb der Schauenburg bei Oberkirch.

Es kehrte damit der Geist in die Ortenauer Heimat zurück, von der einst sein Vater Karl Heim und seine Tante Emma Madenrodt-Heim in die Welt zogen. Schwester und Bruder, Kinder des Apothekers Heim aus Zell a. H., besitzen in Oberkirch ewige Denkmäler. Die Schwester Emma durch Scheffel, ihres Veters Lied, ihr Bruder Karl durch seines Sohnes Heldendenkmal.

Pflegen die Bewohner Oberkirchs in Zukunft die Scheffelsche Muse und ehren sie immer das Andenken der Helden des Weltkrieges, so mögen sie es im Bewußtsein tun, durch die Ehrung des Geschlechtes Heim in jenseitigem Einklange die Verbindung von Lied und Tat zu versüßlichen.

*) Die Oberkircher Stadtrechtsbewahrung am 10. Mai 1826 mit Offenburger Stadtrecht hängt wohl mit der Person des damaligen Oberkircher Schultheißen Heinrich Kobart zusammen. Im 13. und 14. Jahrhundert ist dieses Geschlecht oft im Räte der Stadt Offenburg vertreten. Daß sie Ende des 14. Jahrhunderts bereits unter dem zum Geschlechtsnamen gewordenen Titel „Schultheiß“ erscheinen, deutet darauf hin, daß sie ihr Geschlecht über die Oberkircher Kobart-Schultheiß herleiten. Hierüber und anderes vergleiche man meinen Artikel in der Zeitschrift zum Oberkircher Stadtjubiläum 1926, bei. die Seiten 23 und 27.

*) Es handelt sich um das am Lied gewordenen „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“ mit dem vollständigen Nachreim „Behüt dich Gott! es wär' zu schön gewesen, behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!“ Man vergleiche dazu meinen Schlusartitel „Oberkirchs 600jähriges Stadtjubiläum und B. V. v. Scheffels 100 Geburtstag“ in der oben angegebenen Zeitschrift.

*) Der Aufmerksamkeit des Oberkircher Ortskommandanten, Herrn Major a. D. Hieronymi, Direktor der Siemens-Schünder-Werke Mannheim, entging mein Scheffelbeitrag nicht; er erinnert sich an einen Regimentskameraden, Hauptmann Heim. Es stellte sich heraus, daß Herr Hieronymi noch im Besitze von Briefen einer Schwägerin Scheffels war, die als späte Zeugin aufgerufen werden konnte. Ihre Briefe werden damit erlittenhaft verwertet.

*) Man möge in der Zeitschrift darüber nachlesen, was Scheffel in Offenburg erwartete: Das Jawort seiner vermeintlichen Braut und Cousine Emma Heim. Das Apothekerstöckerlein von Zell a. H. schenkte sich nicht, der Tante Marie Gottwald, bei der sie wohnte, wie dem Cousin Viktor zu gestehen, daß sie ihnen beiden nur verwandtschaftliche Gefühle entgegenbringen könnte, mehr aber nicht. In einer nicht gerade rosigen Stimmung — man vergleiche das betr. Lied, bei. Strophen 3 — wählte der Wanderer Scheffel von Offenburg gen Oberkirch. Es wäre müßig, darüber jetzt genauere Untersuchungen anzustellen, welchen Weg Scheffel gegangen sein mag. Nachforschungen blieben bis jetzt erfolglos. Tatsache ist, daß eines seiner bekanntesten und beliebtesten Lieder am Eingange des Mendelssohns letzte Form und Fassung behielt.

*) Vgl. die Zeitschrift S. 64 ff. und Ernst Voerchel, Eine Dichtertiefe F. V. v. Scheffel und Emma Heim, erweiterte Ausgabe, Festsch. & Veder Verlag, Leipzig v. J. (1915) S. 118 ff. Das Werk von E. Voerchel dient auch weiter unten als Grundlage für die familiengeschichtlichen Ausführungen. Vgl. mein Briefwechsel mit Herrn Hieronymi, Mannheim-Tulda und Frau Anna Heim, Freiburg, der Witwe des Veters von Emma Heim.

*) Von dorther stammen auch die Beziehungen der Briefschreiberin Hermine Madenrodt zu dem Vater des Herrn Hieronymi.

*) Herr Hieronymi besitzt 24 Briefe von Hermine Madenrodt an seinen Vater. Die meisten behandeln engere Familienangelegenheiten, zwei davon sind für die Scheffelforschung zu verwerten. Nach einem Briefe Scheffels an Emma vom 27. November 1870 war Hermine M. bei Scheffel in Karlsruhe auf Besuch und kannte ihn also persönlich.

*) Meiner Bitte, die beiden Briefe der Scheffelforschung zugänglich zu machen, kam Herr Hieronymi freudigst nach. Die Briefe wurden dem Custos des Scheffelarchives in Karlsruhe übergeben, Herrn Dr. Reinhold Siegrist.

Toni Rothmund / Die Elfenbraut. Märchen.

Es war eines Tages im Maien — die seidenen Buchenblätter waren schon heraus, und grün stand der Wald im Brautgewand —, da lief ein Grafentind aus dem Schloß seiner Eltern hinaus und einer weißen Taube nach, welche den linken Flügel hängen ließ und ein wenig lahmt. Gar leicht muß es sein — so dachte das Mädchen —, die weiße Taube zu fangen und zu zähmen. Der Vater muß mir einen goldenen Käfig bauen lassen, da tu' ich sie hinein. Meine Mutter gibt mir rote Seide aus ihrer Stickerei, die hind' ich meiner Taube an das korallenrote Büßlein, eija, das wird fein! Zähmen will ich mir die Taube, bis sie mir aus der Hand frisst und mir die Brosamen von den Lippen pickt. Und wenn ich des Sonntags zur Kirche gehe, drumten im Tal, dann wird sie mir auf der Schulter sitzen und mich immer geleiten. Und weil sie ein frommer Vogel ist, darf sie mit in die Kirche hinein. Nachts aber soll sie in dem goldenen Käfig an meinem Bett schlafen. Schade! Veinah häß' ich sie erwischt. Aber dort — dort sitzt sie wieder — leise, leise — gleich hab' ich sie —

Doch nie konnte es dem Mädchen gelingen, den schönen Vogel zu erhaschen. Immer weiter entfernte es sich von elterlichen Hause, immer dichter ward der Wald. Längst waren die freundlichen Buchen den finsternen Tannen gewichen. Uralte verwahrloste Bäume standen da, denen lange, greise Bärte von den Zweigen

hingen. Jrgendwo sang ein Vogel so ängstlich: „Lehr' um, Lehr' um!“ Aber das Mädchen dachte nur an die weiße Taube.

Endlich, als es vor einer starren Felswand stand, schien ihm der Gang glücken zu wollen. Die Taube flatterte unruhig an dem Gestein hinauf, fiel wieder zurück und schlug mit den Flügeln. Da tat das Mädchen einen Sprung und erhaschte den wunden Vogel. Und da er sich unter den granitnen Händen wehrte und zuckte, so packte sie fester zu, um ihn nicht aufs neue zu verlieren. Da geschah etwas gar Wunderliches! In ihren kleinen Händen hielt sie den leeren Federhalm, tot hingen die Flügel herunter, so daß sie voll Schrecken und Abscheu das Tier von sich warf. Da wandelte sich die Taube in einen schönen, zierlichen Knaben, dessen Augen glänzten hell, aber festsam wesenlos, wie kostbar geschliffener Stein.

„Ach“ — erschrak das Mädchen! Der Knabe fasste es an der Hand und sprach: „Fürchte dich nicht! Ich bin Elmo, der Arben König. Ich will dir zeigen, was kein Menschenauge je gesehen, und dir schenken, was keine Menschenhand je besessen hat.“

Mit solchen Worten bückte er sich nach einem frischen Maienblumenstengel und schlug damit gegen die Felswand. Da tat sich der Berg auf, marmorne Stufen führten in seine Tiefe hinein. Noch zauderte das Mädchen, da berührte Elmo die Hände, daß sie

ausschimmerten in sanft perlmutternem Glanz. Solches hatte das Mädchen nie zuvor gesehen, und von einer unwiderstehlichen Lust ergriffen, ließ es sich abwärts führen.

Aus ungewohnten Tiefen klang eine feine, unirdische Musik den Schreitenden entgegen, und es umfloss sie eine sanfte, wechselnde Helle. Zu ihren Seiten weiteten sich die Wände, es wölbte sich hoch das schöne geschwungene Dach. Sie betraten eine schimmernde Halle, die von Opalsäulen getragen wurde. Die Wände von Kristall fingen das geheimnisvolle Licht auf und warfen es siebenfach gespalten zurück. Hoch oben, inmitten des Gewölbes war der Lichtbrunnen, ein strahlend geschliffener Stein, der in allen Regenbogenfarben abwechselnd erglühte. Eben hatte er noch in einem milden, blauen Licht gedämmert, jetzt goß er veilchenfarbene Fluten hernieder. Langsam glitt das Vela in ein dunkles Rot über, das immer heller und brennender wurde, so daß Funken von den Wänden blühten. Nun aber wurde das Rot heller und heller, ein jauchzendes Gelb brach aus dem Stein, und gleichzeitig flammte der Saal von Millionen von Strahlenbündeln, die aus den Kristallen brachen. Brausend füllte die Musik jetzt den wunderbaren Saal, von allen Seiten kamen die Alben herbei, dunkle, geheimnisvolle und helle Lichtgestalten, wie Elmo, der König.

„Ich bringe euch meine Braut!“ sagte Elmo. Alle knieten vor dem Mädchen und beugten sich vor ihm als vor einer Königin. Dann holten sie ein köstliches Gewand von roter Seide, mit Goldstaub überstreut, schmückten damit die Grafentochter und warfen Goldstaub über ihr Haar. In großen Metallspiegeln sah sie ihr Bild neben Elmo, dem Eisenkönig, und es dünkte sie das alles ein lustig Spiel und ein herrlicher Zeitvertreib für einen Sommertag. Danach gingen sie zu goldenen Tischen, speisten von goldenen Tellern und tranken Wein aus Bechern von geschliffenem Amethyst. Hernach spielten sie mit Kugeln von Smaragden und Topasen, rollten sie hin und her und fingen sie mit den Händen auf. Und jede solche Kugel war ein Königreich auf der Oberwelt wert.

Es mochten viele Stunden vergangen sein, da ward dem Menschenkind von all der kalten Herrlichkeit weh ums Herz, und es begehrte zu seinen Eltern heimzugehen. Der König Elmo bat: „Bleibe bei uns, du meine liebe Braut! Hier ist's viel schöner als auf der Oberwelt. Hier gibt es keine Tränen, kein Herzeleid, kein Scheiden und Meiden. Die Zeit strömt an unseren Grenzen vorbei, und der Tod hat hier keine Macht noch Gewalt.“

„Wohl ist es schön bei euch“, sprach die Eisenbraut, „aber ihr habt keine Sonne hier unten, es wächst kein Laub und kein grünes Gras bei euch! Der Regen rauscht nicht in den seidnen Buchenblättern, und der Wind biegt die Bäume nicht hin und her. Tausendmal holder ist eine Erdenblume, die blüht und duftet und vergeht, wenn ihre Zeit um ist, als eure kalten, dufflosen Steine mit all ihrem unsäglichen Wert. Laßt mich gehen, ich habe Heimweh nach der Erde!“

Als das Wort Heimweh gefallen war, da verstummte alle Musik, da erlosch der große Stein oben im Gewölbe. Grau wurden die Wände, Schatten fielen wie Schleier über den Saal. Die Eisen verhüllten ihre Gesichter. Der König aber sprach traurig: „Nun hast du das Scheidewort gesprochen. Gegen seinen Willen dürfen wir kein Menschenkind bei uns festhalten. Ich habe dir alles gegeben, was ich besah, mehr habe ich nicht. Geh denn auf die Erde zurück, mög' es dich nicht reuen.“ Er berührte ihre Brust mit seinem Stabe — da fühlte sie eine schwere Müdigkeit auf sich herabsinken, die Augen fielen ihr zu — sie schlief ein.

Als sie wieder erwachte, war es Abend. Sie lag auf einer sanftgrünen Matte, und sie meinte nicht anders, als daß sie geschlafen und gar seltsam geträumt hätte. Aber neben ihr im Grafe lag

eine goldene Schale, eine von denen, die auf ihrer Hochzeitstafel geprangt hatten. Sie sah an sich hinab und bemerkte, daß sie noch das Kleid von roter Seide trug, von Goldstaub übertaut. Rings um sie her aber war alles wunderbar verändert. Wo heute früh noch Tannenwald gestanden hatte, da dehnten sich Felder, auf denen fleißige Menschen und Tiere aderten. Nirgend aber sah sie ihres Vaters Schloß.

Todesbangigkeit drang in ihr Herz. Sie ging auf die arbeitenden Menschen zu und fragte nach ihren Eltern, nach ihren Gespielen und nach dem Schloß, in dem sie wohnte; denn sie meinte, sie habe sich wohl verirrt. Die Menschen aber betrachteten kopfschüttelnd die schöne, fremde Jungfrau und verstanden ihre Rede nicht. Zuletzt sagte ein alter, alter Schäfer, er habe von seinem Ahn die Sage gehört, daß vorzeiten jene Ruine dort oben auf dem Berge ein stolzes Schloß gewesen sei. Eines Tages sei das Grafenkind geraubt und trotz allen Suchens nie wieder gefunden worden. Darob sei der Gräfin Herz vor Jammer gebrochen, der Graf aber sei in den Krieg gezogen und nie zurückgekehrt. Später sei die Burg von Raubrittern bewohnt und nie wieder gefestigt worden. Brandt worden, weil man sich des Raubzeugs nicht anders habe erwehren können. Der Alte hätte gern noch weiter gesprochen, aber die Jungfrau wußte genug. Sie begriff, daß sie nicht einen Tag, sondern hundert Jahre bei den Elfen gewesen war, und Verzweiflung erfaßte ihr Herz. Sie wandte den Menschen den Rücken und stieg zu dem Berg hinan, der die Trümmer ihres Schlosses trug. Eisen wuchs um die gebrochenen Wände, Dohlen und Falken horsteten in den zerfallenen Kaminen. Um den Bergfried flog ein Schwarm weißer Tauben —

„Elmo, Elmo!“ rief das Mädchen laut. Da löste sich eine silberweiße Taube aus dem Flug, senkte sich zu ihr hernieder, warf das Federkleid ab, und Elmo, der König, stand vor ihr.

„Was hast du mir angetan?“ rief die Eisenbraut schmerzlich. „Du hast mich um mein Erdenleben betrogen! Ich habe mit bunten Steinen und blanken Schalen gespielt hundert Jahre lang! Ich hab' die Tränen nicht gefühlt, die meine Mutter um mich geweint, und die Klagen nicht gehört, die mein Vater um mich geköhnt hat. Ich hab' kein Glück und kein Weh erfahren, hab' keinen Liebsten geküßt und kein Kind geherzt, hundert Jahre lang!“

„Ich gab dir ewige Jugend dafür“, sprach der Elf. „Ein Tag im Elfenland ist hundert Erdenjahre lang. Elfenjahre altern nicht. Sieh in den Spiegel!“

Er hielt ihr den goldenen Teller als Spiegel vor, und sie schaute ihr junges, schönes, verzweifertes Gesicht und stieß seine Hand fort. „Was soll mir Jugend und Schönheit, wenn ich so grauenhaft allein auf der Erde bin?“

„Komm mit mir zurück in mein Reich“, bat der Eisenkönig. „Dort gibt es keinen Schmerz, kein Altern, keine Sehnsucht mehr. Du bleibst bei uns als mein Weib und meine Königin.“

Da stand das Mädchen auf, schaute hinunter ins Tal, wo Wälder, grüne Wiesen, friedliche Dörfer, goldene Kornfelder im Abendglanz leuchtend lagen; sie hob die Augen auf zu der Sonne, breitete die Arme weit aus und sprach: „Ich will auf der Erde bleiben, will Wonnen und Schmerzen tragen nach irdischem Gesetz und will die ewige Seligkeit erben, wie sie den Menschen verheißt ist.“

Da geschah es ihr, daß alles Glück und aller Schmerz von hundert Jahren auf einmal wie eine große, große Woge in ihr Herz stütete — also daß es brach vor dem Uebermaß des Erlebens.

Die weiße Taube aber flog auf, tauchte in die Lichtflut des abendlichen Himmels und verschwand in ungewohnten Weiten.

Friedrich Singer / Frühling in der gestuften Allee.

Durch die abgestubte Baumallee
Gehn des Ahorns ärmliche Gestalten.
In den Nestern steckt ein tiefes Weh
Wie in Händen, die sich möchten falten

Und aus Fosterrqualen auf zu Gott
Um Erbarmung senden ihre Bitten —
Aber — o du fürchterlicher Spott:
Alle Finger sind entzweigegschnitten.

Wie ein Wimmern tropf's von jedem Baum
Auf des Bürgers faden Sonntagshummel:
Häßlich ragen in den leeren Raum
Statt der Zweige lauter tote Stummel.

Als der Saft emporstieg durch den Schaft
Und die Reifer knospenseltig schwellte,
Hat die Säge sie hinweggerafft . . .
Und nun steht die um den Lenz geprellte,

Arme, abgeschundene Baumallee
In dem wundervollen Frühlingmorgen,
Und sie schämt sich noch in ihrem Weh,
Weil es keinem Wesen blieb verborgen.

Könnte sie doch jeden wunden Stumpf,
Der sich nun den Blicken bietet wehrlos,
Wählen tief in einen schwarzen Sumpf,
Wo man bluten darf, und nicht mehr ehrlos

Ober nackt geschimpft wird von dem Mund
Aller dreist veranlässlichen Beschauer,
Wenn das Harz aus breiter Narben Grund
Vorbricht wie die Zähre, schwer von Trauer . . .

Also wandert durch die Frühlingsspracht
Die Allee mit ihren plumpen Knüppeln
Wie nach einer ganz verlorenen Schlacht
Ein verfluchtes Heer von lauter Krüppeln.